

Das Veloziped

Der Wendelin Batschenschläger — in einer stillen Stunde war er heute bei mir gewesen —, in einer stillen Stunde kam er zu mir auf Flügeln der Erinnerung und hielt Urstünd in meinem Herzen. Er kam nicht im Wagen einer Traummelodie, die heimatselig über die blauen Wälder herüberweht, er stand bei mir im eburnen Maschinenfeld der neuen Zeit. Er machte ein gar profliches Gesicht, als wollte er mir sagen: „Recht hat er doch gehabt, der Wendelin Batschenschläger mit seiner Prophezeiung von dazumalen, Teufel, Maschinen — Herejominisch! Gesiegt haben sie, und auch bei euch im Dörflein!“ Schlug ich die Augen zu Boden und schaute etwas verlagen, wenn auch die numerische Anwesenheit des Wendelin nur ein Traummospinast war. Der lag ja jetzt gut seine fünfzig Jahre schon hinten im alten „Gießgraben“, wie unser Gutsacker benannt war. Aber geirigt hat sie, die Maschine. Der Wendelin wollte das schon damals, und heute hat sogar der gegen jeden Fortschritt sich stürmende Schreiermeister Hügelschüller eine elektrische Bohrmaschine, eine elektrische Schneidmaschine und eine elektrische Feuertrennmaschine. Ja, wie unecht hat man Die getan, seliger Wendelin Batschenschläger! Du warst seinerzeit des Teufels Hexenmeister im Dörflein, von allen gerüden, von allen so übel über die Achsel angesehen. Du warst eben ein Verfallener, weil Du einem neuen Jahrhundert die Zukunft prophezeitest. Weil Du den Geistes der technischen Zeitalters gewittert hast. Ja, Wendelin Batschenschläger, so ist es in dieser Welt! Manich einer ist der Teufel, und die anderen wollen alle Engeln sein. Und die alte Bachwebers Trine wollte gleich ein Erzengel sein und schlug jedesmal ein Kreuz, wenn sie an Deinem einschichtigen Hänslein vorüber im Gras ging. Wollte den Teufel bei Dir hängen, und hatte ihn doch zu jeder Stunde in der eigenen Brust, sinkenmal sie doch nie Rechtschaffenes in der Welt tat und alle Jahre die saßigen Trutzrudern-Birnen beim Bartenbauera unrechnäßigeweise holente.

Wendelin Batschenschläger, Du warst eben der Vetter des Teufels, weil Du das erste Fahrrad im Dörflein gefahren hast. Keines, wie es heute der kleinste Schraube fährt, mit Ballonbereifung und Nebenrolllauf, solche nicht! Dein Fahrrad war ja viel einfacher, war ein Riesenrad, wurde mit einem nordrösch hohen Gestell, das am Schwanz in einem kleinen Kastenwagen-Rädchen ansetzt. Seine Lenkstange ging weitstrebig in die Breite, ohne Biegung und Schwelung, und Dein Fahrzeug machte ob seiner Größe beachtliches Aufsehen, wenn Du damit über die Dorfstraße triebest.

Wendelin Batschenschläger, die kleinsten Anfänge der Technik lagen Dir im Blut! Du warst, mit dem Maßstab damaliger Zeiten gemessen, ein ganz großer Konstrukteur. Damals hast Du Dich kärglich mit Tagelohn durch die fünfzigigen Zeiten Deines Schicksalsgüldes geschleppt. Heute, ja heute wärest Du sicherlich ein schätzbare Maschinenbauer, dessen Name in den Patentbüchern mit Glanz und Gloria vorzeichnet wäre. Ist ganz genau so, wie die Lebens- und Leidensgeschichte vieler Männer, die erst nach ihrem Tode mit dem Lorbeer der Anerkennung unswunden werden.

Wendelin Batschenschlager! Auch Deine alte Stube, Deine Rumpelkammer, mit dem dicken Gehäuge der brennenden Geranien an den Fensterrahmen, wird in dieser stillen Stunde innerer Einklebe zu einem kräftigen Bild mit frischem Farbton. Deine Erfinderstube, Deine Tauschhandwerkstammer, wie die Doolgerenzen so leichtfertig sagten. Hier saßen wir versteinert an den langen Winterabenden mit Dir und sagten alles gering mit unseren glänzenden Augen: Die Hämmern und Zangen, den alten, gebräuchlichen Schraubstock und die Menge der glühenden Nierenköpfe in den leeren Kautabaktschachteln. Sollen, bis der Weißbühl Brosius, der „Glockenmaler“ Dein Stüblein stürmte und uns gehörig zusammenpackte, weil wir wieder das Vesperlilien vergossen hatten. Grünand stand er, der Brosius, mit seinem einzigen porzellanenen Lektzahn und seinem jodgelben Gesicht und sagte mit näselernder Stimme: „Ach so, so Velociped wird's, mit dem sich der Wendel den Hals bricht!“ Stieg uns immer das Blut vor Ärger und Mißgefühl in den Kopf und drückten wir uns dann lautlos ins Lüfthaus.

Aber der Wendel schaffte es. Sein Velociped bestand. Mit dem neuen Frühling sollte es seine Jungfernfahrt machen. Und als es stark auf die Ostern zuging und der nahe Bachgrund voller Dattelnblumen stand, lahr es der Wendel. Es war an einem lauen Abend, als die Dorfstraße im Märzestaub lag. Stolz und gravitätisch saß der Wendel auf dem Hochsied und hielt meisterhaft das Gleichgewicht. Und wir lagern hinterher, eine ganze Schleppe rotbackiger, erbsenkaustiger Buben. Wollte uns noch einmal die Backwebers Trine ein anhängen droben beim broadlichen Dorfkanter, weil wir mit dem Wendel gemeinsamen Spiel trieben in diesen „Teufelschen“. Würde aber die Trine abgeknütt, prongt und läßlich zugleich. Was hat schon ein Velociped mit dem Herrgott zu tun, geschweige denn mit Sünde! So vorrät ihr's der Kanter und strick sich den weißen Bart. Ein Zeitalter der Technik hatte sich angemeldet, und in unserem Dorf war der Wendel sein Pionier. Leidvoll sein Weg, leidvoll alles, denn mit Fingern deutete man auf den Feuergeist. Im Wirtshaus saß er allein, in der Kirche rückte man von ihm ab.

Wie es aber oft bei solchen Menschen ist: Ein Maß von Tragik liegt über ihrem Leben wie ein grauer Wolkenschleier. Manchmal scheint die Sonne alles Dunkle zu durchbrechen, leuchtet eine Zeitlang schier verschwenderisch, bis dann eine düstere Wolkendecke alles Licht und Glören auftrifft und es dann sich einlegt zu einem plötzlichen Platzregen. Einmal war dem Wendel das Glück ganz nahe. Stand diese Rosette bei ihm und wollte ihm ihre Hand bezeugen. Und das war, als die Rosen im Juni lichterloh brannten und sein Weg mit himmelblauen Wegewarten besandet war. Dröben im Nachbardorf blühte ihm das Glück und die Fee führte ihn in ein goldenes Horststübchen, das ganz für ihn gerichtet war. Schon längst hatte es ihn aufgenommen, aber das mußte auch noch gesetzlich vor aller Dorfobrigkeit besiegelt werden. Die Bäbel war es, ausgerechnet die älteste Tochter vom Fahrboten-Bastl. Wohl ging es mit der Bäbel schon stark an die Vierzigsgrenze. Doch immer ledig bleiben, dieser Gedanke ließ die Liebe der Jungfer Bäbel nochmals mächtig aufbluten, und auch beim Wendel bewachte ein stilles Feuerlein, das eben auch im rüstigsten Mannesalter nochmals auflockert, bevor es endgültig verschwelt.

Und an einem Samstag, als draußen sich die Holunderblüte zart und düftig verwehte und über dem nahen Fluß ein Schimmer von Silberschuppen lag, machte sich der Wendel auf die Feiern. Heute sollte es der Fahrboten-Bastl

aus seinem Munde erfahren: „Die Bärbel und der Wendel...“ Weiter konnte er in allern Pechkloeken nicht denken. Die Bärbel und der Wendel... und das Velociped. Nein, das durfte nicht fehlen. Sokrati, so eine Freiheit hoch zu Raß, auf einem solchen Stahlroll-werräpssens! Dem Wendel wurden alle Sinne übermäßig.

Und schon trieb er im Jubel der Sonntagsglocken der Dorfgenoss zu. Und dann schmetterten die Glöck am Dorkingang ängstlich auseinander. Und dann kam alles, Kam, wie es kommen mußte. Die Bärbel und der Wendel... ein Paar. Der Fuhrboten-Bastl gab seinen väterlichen Segen. Was nahm er schon an einem Velociped Aersiel? Fortschritt muß sein, und der Bastl setzte die Stunde herbei, wo es mit der Fuhrwerkerei in die Stadt auch mal etwas rascher gehen dürfte. Schon allein wegen der vielen Kneipen, in denen man immer soviel Zeit verlor.

Auf Martini wurde die Hochzeit festgesetzt, und als die Sonne schon längst den vielen Mauersteinen am Hügelsagen geküchelt hatte, machte sich der Wendel auf dem Heimweg. „Laß das Velociped bei uns herüber!“ hatte ihm der Herr Schweißger nach fürsorglich nachgerufen.

Aber schon hatte sich der Wendel hinaufgeschwungen und klebte die erste Gubaudelke der Bärbel lieblosdarig zwischen die Zähne. Die Sterne brannten am sammerischen Himmel, und die Frösche hatten heute ihren Tag im nahen Riedbach, wo die Luft warm und niedrig stand.

Der Wendel fuhr, fuhr immer rascher, wußte nicht, daß das ein Höllentempo war. All seine Freude und all sein Hoffen trat mit in die Pedale.

Nun kam er an die Steige, dort, wo die Heckenrosen in dichten Spalier süßen Duft in die weiche Nacht verströmen.

Der Wendel dachte zu spät ans Absteigen. Es riß ihn buchstäblich hinein ins Tempo.

Hatte jetzt wirklich der Teufel seine Hand im Spiel?

Sekundenlang mußte er an den Weißhärtl Bressler mit seiner üblichen Prophezeiung denken. Dem Wendel wurde zwiespältig zumute. Sein Leben, sein heißes Leben, tat sich auf einmal auf wie ein feuriger Glanzpl. Jetzt einen Satz! Er wagte ihn. Er sprang vom Velociped und sackte gleich darauf zusammen. Am Markstein blieb er liegen.

Am nächsten Morgen fand man ihn. Sein Velociped war in die Heckenblüh getrieben.

Der Wendel lag tot. Am Kopf war eine klaffende Blutsque. Das Kreuz hätte er gebrochen, sagte man halblaut im Dörflein. „Teufelshandwerk“, meinten andere. —

Auch das ging rum. Der Wendel wurde eingesargt und begraben, wurde vergessen in seiner stillen Ecke unter dem Holkerbaum. Uns wurde an jenem Sonntagsmorgn traurig zumute. „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, so sangen wir beim letzten Gang, als der Schragen mit den stechlichen Überresten des Wendel durch die Dorfstraßen zum Gottesacker schwankte. Und weil man im Tode alles verzeiht, darum warf die alte Bachwebers Trine nach ihm drei Schaulichs mit Friedhöbernde dem Sarge nach und meinte kernsach rührelig: „Gib ihm die ewige Ruh — doch das Velociped hol der Teufel!“

Zu spät, Trine! Die Fahrräder kamen. Zuerst eines, dann mehr, und am Schlusse ein ganzer Haufe. Keine Velociped, sondern richtige Fahrräder, mit Gummibereifung und Pedalsätteln. Wohl ist der Wendekreis längst vergessen, aber trotzdem haben sie ihn unbewußt mit in ihre Erinnerung hingingetragen. Denn läßt das „Kropfzug“ heute zu verwegen und übermäßig über die Eisenwege, dann hört man zuweilen eine Matronenstimme: „Gib acht! Sonst geht Dir's wie dem Wendekreis“.

Ja, sie haben den Wendekreis mit heringetragen in das Zeitalter der Technik, wo eigentlich sein Platz wäre, wenn er nicht 50 Jahre zu früh sein Federweiden begonnen hätte.

Aus „Jewig liebe Frankenheim“.

Erlebnis im alten Würzburg

Die Geschichte von dem gelben Klind

Eigentlich ist es gar keine Geschichte, was wir sonst darunter verstehen. Gewiß werden manche darüber lächeln, wenn sie lesen, was ich erlebt habe.

Vielleicht aber ist es auch eine jener Blüten, die spät am Rande des Lebens blühen in einer Herbstzeit, wenn überall die Früchte längst gefallen sind. Eine jener Blüten, die zu Wunden werden, wenn ein Mensch sie sieht, der aus einem grauen Herbst kommt und alle Sonnenstrahlen sucht, die ihm das Schicksal noch beschert.

Dann sind Menschen und Dinge anders wie im brausenden, glänzenden Frühling und in der großen Sehnsucht des Sommers. Die Lichter werden milder und blendend nicht mehr. Selbst in der schönsten Trunkenheit der Seele bleibt alles rein und klar.

Ich will erzählen, was ich erlebte an einem Sommerabend in einer Stadt, die ich zu den schönsten zähle, welche ich je gesehen habe. Denn diese Stadt hat eine klare Seele. Alle Städte haben Seelen. Aber sie sind verschieden wie die der Menschen. Bei den einen liegt sie vergraben in Unrast und Hastigkeit; bei den anderen fliegt sie einem schon entgegen, sobald man aus dem Zug steigt, den Bahnhof verläßt und sich einem grünen Garten gegenübersieht, der wie ein heiliger Kreuz die Stadt umzieht. Der große, schöne Fluß gibt allen Dingen die verklärte Lebendigkeit tiefender Ferne, und eine trutzige Burg über der Stadt ist wie ein Mahnzeichen der Vergangenheit mit ihren Rätseln und den Fäden, die uns heute auch mit ihr verbindet.

Die Menschen in diesen Städten aber tragen die Sonne in sich, die über den grünen Gärten scheint und auf dem Fluß glitzert; die sich abends in den vielen handort Domstern der Burg spiegelt. Sie sind erfüllt von der schönen Seele aller Dinge aus Vergangenheit und Gegenwart.

Innere wieder muß ich in diese wundersame Stadt mit den vielen Weinbergen. Irgendwie Sehnsucht treibt mich hin. Ich suche etwas und weiß nicht was. Vielleicht ist es die deutsche Seele, die ich suche in den wunderlichen, engen Gassen mit den alten Häusern, und bei den Madonnen, die an diesen Häusern sind und in die Schönheit des Tages lächeln.

Jeden Abend gehe ich dann durch diese Winkel und bleibe vor den Türen stehen, die in die Häuser führen; in einen dunklen Gang, hinter dem ein Geheimnis zu stehen scheint, das Schicksal heißt, und von dem wir nichts wissen.

So ging ich heute wieder in den engen Gassen. Ein wenig müde war ich vom Tag und seinem Werk. Ich kam heute nicht um der alten Häuser, um des Schattens willen. Ich ging nur durch die Gassen, weil ich mich aus der Hast unserer Tage Hächten wollte in die Geruhigkeit vergangener Jahrhunderte. Da genügt schon die Gesellschaft alter Häuser um stille zu werden in der tiefsten Seele. Denn vor den Schicksalen, die sich da offenbaren, werden wir klein und demütig.

Die Gassen sind hier immer rauschender. Es geht niemand mehr hindurch. Sie sind einsam geworden und wunderbar.